



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Reiseglossen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Bürgerwehren in den deutschen Staaten hatten große Massen von Gewehren jeden Kalibers an diesen Haupt-Exportplatz des nördlichen Deutschlands zusammen geführt, ohne daß es bis dahin möglich erschien, diesen Waffen die erhofften Abzugscanäle zu verschaffen, zumal die englischen, spanischen und portugiesischen Colonien der Einfuhr dieser Waffen verschlossen waren.

Alles dies hatte John Möller sehr wohl bedacht. Er blieb dabei: Die Gewehre sind nicht nach Probe. Hierin ward er noch durch einige Beulen in ein paar Flintenläufen, durch verschiedene verbogene Bajonette und einzelne zerbrochene Ladestöcke auf das Glücklichsste unterstützt. Master John war aber großmüthig. Er hatte zwar zuerst 4 Thaler für das Gewehr geboten und an dieses Angebot sich für sechs Tage gebunden; jetzt bot er aus reiner Güte  $3\frac{1}{2}$  Thaler pro Stück.

Master John wußte am letzten Tage der Frist mit seinem Expressschreiben noch trefflich zu operiren. Er schrieb am 30. Juli kurzweg: „Am ersten August habe ich Gelegenheit, die Gewehre nach Californien zu senden. Nach dem ersten August haben diese Gewehre für mich gar keinen Werth mehr.“

Das wirkte. Sofort erhielt er den Zuschlag für sein Angebot.

In einem kläglichen Berichte erbat hierauf der Deputirte des Rathes von seinen Collegen und von der Stadt gütigst die nachträgliche Genehmigung des Handels, den er in der eilsten Stunde in seiner Herzensangst mit diesem einzigen Käufer, zu dem Preise von  $3\frac{1}{2}$  Thaler für das Gewehr, abgeschlossen hatte. Und die Genehmigung ward ihm fröhlich ertheilt.

So ist es gekommen, daß tausend Gewehre, Waffen von vorzüglichem Kaliber und im Ganzen von bester Beschaffenheit, für den Jammerpreis von  $3\frac{1}{2}$  Thaler pro Stück kopfüber verhandelt sind, Gewehre, die man bei ihrem Ankauf das Stück mit 8 Thaler bezahlt hatte.

Aber Gott sei Dank! Nun konnte man doch getrost an das Großherzogliche Ministerium des Innern ergebenst berichten: „Die Bürgerwehr ist aufgelöst! Die 1000 Gewehre sind verklopft!“

---

## Reiseglossen.

Wer, aus der nordischen Tiefebene kommend, durch das deutsche Paradies von Darmstadt bis Basel hinauffährt, der müßte ein Herz wie Stein haben, wenn er sich nicht wie neugeboren fühlte. Wandert er gar am sonnenhellen Morgen hinein in eins der waldigen Gebirgsthäler diesseits oder jenseits des

Rheins mit den rauschenden Flüssen, den malerischen Burgruinen und den alterthümlichen Städtchen, da wird ihm die Brust zu eng für all die Seligkeit und wär's ihm auch seit Jahren nicht mehr passirt, er muß ein lustig Liedchen trällern. Und doch, wie rasch sind alle diese Eindrücke vergessen, sobald du den Jura im Rücken hast! Wie oft du auch die Wunderwelt des Hochgebirges geschaut habest, wenn du zum ersten Mal wieder in Luzern auf der großen Brücke oder in Bern auf der Terrasse des Bundespalastes stehst, da überwältigt dich ein unbeschreibliches Gefühl des Entzückens zugleich und der Ehrfurcht ob dieser Mischung von lieblicher Schönheit und schauriger Erhabenheit. Die engen Formen dieser gewohnten Vorstellungsweise sind mit einem Schlage zertrümmert, nur langsam und mit Mühe findest du Maßstab und Bezeichnung für diese ganz andere Welt. Und eine solche ist die Schweiz nicht nur in geographischer, sie ist es ebenso in ethnographischer, in politischer und in wirthschaftlicher Beziehung. Man kann die Schweizer nicht gerade zu den liebenswürdigen Völkern zählen; ihr eckiges, ungesüßtes Wesen bewahrt sie vor diesem Prädicate. Dagegen ist auch von Stumpfsinn und Faulheit, den hervorstechenden Merkmalen mancher Gebirgsvölker, bei ihnen wenig zu finden. Im Allgemeinen ist dies Volk intelligent, ernst, fleißig, berechnend, doch ohne Habgier; selbst der bigotte Urschweizer läßt bei aller sonstigen Aehnlichkeit seinen Tyroler Nachbar an Geistesanlagen und praktischem Geschick weit hinter sich. Einen bedeutenden Antheil an dieser Gestaltung des Volkscharacters hat ohne Zweifel die republikanische Staatseinrichtung, die überhaupt mehr als alles Andere der Schweiz den Stempel eines Unicums in ganz Europa aufprägt. Mag man über den absoluten Werth der Republik den keckerischsten Ansichten huldigen, daß sie für diese concreten Verhältnisse die „beste Staatsform“ ist, wird Niemand bestreiten, der die Leistungen der kleinen schweizerischen Gemeinwesen kennen gelernt hat. Man betrachte die prunklosen und doch so imposanten öffentlichen Gebäude, namentlich die Armen- und Krankenhäuser, die arme Gebirgskantone aus eigenen Mitteln hergestellt, und man erkennt, daß es zur Erzielung solcher Resultate eines Gemeinssinns bedarf, wie wir ihn, wenn wir ehrlich sein wollen, von monarchisch erzogener Bevölkerung nur ausnahmsweise rühmen können. Im Zusammenhange mit diesem Gemeinssinn steht eine äußerst rege Thätigkeit auf wirthschaftlichem Gebiete. Wer jemals von der Höhe des Brünig den schnurgeraden Faden der Aare, wie er sich durch den saftig grünen Wiesenplan des Meiringer Thals hinauszieht, überschaut hat, wird zugeben, daß der Kanton Bern im Punkte der Flußcorrection mehr als einen deutschen Staat beschämt. Mit besonderem Stolge aber darf die Eidgenossenschaft auf ihre Verkehrseinrichtungen blicken. Nicht wenige der vortrefflichen Einrichtungen auf dem Gebiete des Postwesens, mit denen uns unser Stephan beglückt

hat, hat die Schweiz vor uns belesen. Vor Allem aber im Eisenbahnwesen herrscht eine Zweckmäßigkeit und ein Entgegenkommen gegen die Wünsche und Bedürfnisse des Publikums, welches wir in Deutschland größtentheils noch schmerzlich vermissen. „Ja“, wendet man ein, „die Schweiz muß eben von den Fremden leben.“ Als ob unsere Eisenbahnen nicht auch von dem reisenden Publikum ihre Existenz fristen müßten! Oder dürfen wir an die Coulanz deutscher Bahnen nur deshalb nicht so hohe Anforderungen stellen, weil wir Deutsche und nicht „Fremde“ sind? Noch mehr aber, als unsere Eisenbahnverwaltungen dürfen sich unsere Gasthofbesitzer ihre schweizer Collegen zum Muster nehmen. Man kann heutzutage dreist behaupten, daß die Schweiz die besten Hotels der Welt besitzt. Ich habe dabei nicht einmal jene fürstlich eingerichteten Paläste von Interlaken, Genf, Luzern u. s. w. im Auge; nein auch die bescheidenen, theils nur mit Bretterwänden versehenen Häuser tief in den Thälern oder auf sechsstausend Fuß hoher Alp sind vortrefflich. Ich habe nie ein zweckmäßiger eingerichtetes Gasthaus, eine exactere und freundlichere Bedienung, schmackhaftere Speisen und verhältnißmäßig wohlfeilere Preise gefunden, als weit hinten im Madaranerthal, dicht vor dem ewigen Eise des Rüsfigletschers, mit dem vier Stunden entfernten Flecken Amsteg nur durch einen schlechten Saumpfad verbunden. Auch hier freilich wendet man ein, daß die Vortrefflichkeit der Gasthöfe ja doch nur eine selbstverständliche Folge des großen Fremdenandrangs sei. Nun, es giebt Gegenden im Schwarzwalde, in welchen der Fremdenandrang schon seit Jahren ebenso groß, im letzten Sommer sogar größer war; trotzdem dürfen die Schwarzwälder Wirthe getrost glauben, daß sie mit ihren Hotels hinter den schweizerischen noch weit zurückstehen, während von ihren Rechnungen, namentlich wenn man die ungleich schwierigeren Verhältnisse, mit denen die Schweizer zu kämpfen haben, in Anschlag bringt, sich ein Gleiches leider nicht sagen läßt. Hoffen wir, daß dieser Unterschied zu Nuß und Frommen der reisenden Menschheit recht bald gehoben wird. Einstweilen aber darf den schweizer Wirthen nicht bestritten werden, daß sie, wenn auch schwerlich aus idealer Nächstenliebe, emsiger als alle anderen darauf bedacht sind, den Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. —

So haben die Natur und die Menschen ihr Möglichstes gethan, der Schweiz eine ganz aparte Anziehungskraft zu verleihen. Und das gestittete Europa erweist sich nicht spröde gegen dieselbe. Wohl auf keinem Fleck der Erde begegnen sich die Angehörigen der verschiedensten Nationen in solcher Masse, wie in der Schweiz. Und die politische Neutralität des Landes bewirkt, daß man sich leichter mit einander verträgt. Im Jahre 1870 haben allerdings viele Deutsche über diese Neutralität, wenigstens über die neutrale Gesinnung der Schweizer ihre eigenen Gedanken gehabt. Die unerwartete

Bekannthschaft aber, welche die Eidgenossen im Februar 1871 mit den Gambetta-Bourbakischen Legionen machen mußten, hat ihre Schwärmerei für die „Hüter der europäischen Civilisation“ empfindlich abgefühlt und man braucht, wenigstens in der deutschen Schweiz, nicht mehr zu befürchten, daß der Franzose als der Privilegirte der Schöpfung betrachtet werde. Es gibt nur noch eine Nation, für welche das freie Volk der Berge eine ausgeprägte Vorliebe hegt — der englische Geldbeutel. Schade nur, daß die Franzosen, seitdem die Schweiz Sonne und Wind zwischen ihnen und uns gleich getheilt hat, die Begegnung mit uns wie die Sünde hassen. Trügt mich mein Urtheil nicht, so hat der Besuch der Schweiz von Frankreich aus seit dem Kriege auffallend nachgelassen. Die zahlreichen französischredenden Touristen, denen man auch jetzt noch begegnet, sind, wenn man näher zusieht, meist Schweizer; trifft man einmal auf echte Franzosen, so kann man sicher sein, daß sie, sobald sie über das Nationale des deutschen Wanderers im Klaren sind, Absperrungsmaßregeln treffen, als ob die schwarze Pest im Anrücken wäre. Recht traurig in der That, daß Galliens anmuthige Töchter „aus patriotischen Rücksichten“ auch in der freien Schweiz das Ammenmärchen vom deutschen Barbarenthum nicht vergessen dürfen! Zu einigem Trost mag uns gereichen, daß uns doch noch reichlich Gelegenheit bleibt, aus der Neutralität des helvetischen Bodens Nutzen zu ziehen. Haben wir Deutsche doch — Gott sei's geklagt! — selbst bald nöthig, ins Ausland zu gehen, um uns als Söhne einer Mutter wiederzuerkennen!

Es war am 2. September. Strahlend lachte die Sonne vom wolkenlosen Himmel und in majestätischer Pracht erglänzte die Bergriesin des Oberlandes, als wir uns zur Fahrt von Bern nach Interlaken anschickten. Und welcher Zauber erst lag über dem Thuner See. Uns war, als hätte selbst die alte Erde ihr Festerkleid angelegt, den deutschen Siegestag mitzufeiern und urfröhlichen Sinnes tranken wir das Wohl des Vaterlandes, derweil uns der Dampfer durch die tiefblaue Fluth dahintrug. Nur ein dunkler Punkt mischte sich in dies Meer von Lust und Freude. Auf dem Schiffe befanden sich zwei katholische Geistliche, ältere Herren, der Mundart nach Deutsche. Wie hätten wir, mein süddeutscher Freund und ich, beide „Kulturkämpfer“ vom reinsten Wasser, er mit der Schneide des Gesetzes, ich mit der Feder — wie hätten wir, eben erst dem wüsten Schlachtgetümmel entronnen, die schrillen Töne des großen Rufers im Streit, des grimmen Ketteler, noch im Ohr, die ehrwürdigen Priester anders als „mit gemischten Gefühlen“ betrachten können? Wir kommen nach Interlaken. Im Omnibus des „Schweizerhofes“ sperrete uns der Zufall mit den beiden Geistlichen zusammen, bei Tisch machte er uns zu ihren Nachbarn. Das Wetter war es an diesem Tage zehnfach werth, die Unterhaltung zu eröffnen; sie fing denn auch richtig alsbald damit

an. Der ältere der beiden Herren, ein Sechziger, dessen freundliches, frisches Gesicht doch die unverkennbaren Spuren tüchtiger Geistesarbeit trug, war heiter und gesprächig; aber die Unterhaltung drehte sich um gleichgültige Dinge. Erst zwischen Gemüse und Braten, als wir Kulturkämpfer nach echter deutscher Sitte in des Franzmanns schäumendem Tranke unserer bis dahin verhaltenen Feststimmung Ausdruck zu geben begannen, gewann die Situation eine interessantere Gestalt. Was werden sie thun? dachten wir Beide. Werden sie unsere patriotische Demonstration ignoriren? werden sie sich, im Geiste des Heiligen von Mainz, mit Abscheu hinwegwenden von den Versuchern? Oder werden sie am Ende gar — —? Der Alte pflog kurzen Rath mit seinem Gefährten, gab dem Kellner einen Wink und wenige Sekunden später prangte vor ihnen der silberne Kübel mit der eisbedeckten Flasche. Und nun klangen unsere Gläser lustig aneinander auf das Wohl des theuren Vaterlandes und ungezwungen tauschten wir fortab muntere Rede. Längst hatte der weite Saal sich geleert, als wir uns unter kräftigem Händedruck Lebewohl sagten, der Alte nicht anders, als unter der herzlichsten Einladung, ihn gelegentlich an seinem Wohnsitz zu besuchen. Jetzt kannten wir seinen Namen. Er ist noch vor kurzer Zeit oft als Candidat für eine der höchsten Prälatenstellen im Deutschen Reich genannt worden. — Ich muß gestehen, als ich, den frischen Eindruck dieses Tischerlebnisses in der Seele, unter der Veranda den Kaffee schlürfte, die Augen verloren in der feierlichen Majestät der Jungfrau, da beschlich mich die melancholische Frage: „Warum doch streiten sich die Menschen?“ Wohl schüttelte ich nach und nach diese naive Stimmung wieder ab; aber mir blieb das Gefühl, eine Sedansfeier erlebt zu haben, wie ich sie mir nicht schöner hätte wünschen können. Und das danke ich der neutralen Schweiz! — —

Das Berner Oberland ist von jeher der Brennpunkt des Touristenverkehrs gewesen. Sein Vorzug, den Wanderer bei verhältnißmäßig geringer Anstrengung in die nächste Berührung mit der ganzen Großartigkeit der Gletscherwelt gelangen zu lassen, macht das erklärlich. Darum hat aber auch keine andere Gegend der Schweiz so sehr ihre Existenz auf den Fremdenbesuch gegründet. Was bliebe von Interlaken, Grindelwald, Lauterbrunnen übrig, wenn plötzlich diese Erwerbsquelle versiege? Die Ausnutzung derselben ist eine mit raffinitrester Berechnung betriebene Industrie geworden, an welcher die ganze Bevölkerung bis in die untersten Schichten theilnimmt. Sogar der Bettel, zu welchem die Versuchung für das blutarme Gebirgsproletariat ja nur zu nahe liegt, wird, seitdem die Berner Regierung strenge Verbote erlassen, durchweg in industriellen Formen ausgeübt. Während man in Uri noch jeden Augenblick von Kindern und halbwüchsigen Mädchen mit koketten Blicken und Fußhänden direct um ein Almosen angegangen wird, ist im

Berner Oberlande das sehnsüchtige Verlangen nach kleiner Münze regelmäßig von dem Angebot einer Gegenleistung — Alpenrosen- und Edelweißsträußchen, Gesang, Echoerzeugung, Deffnen der Gatterthüren auf den Weidealpen u. s. w. — begleitet. Auch der Geduldigste wird Momente haben, wo ihm diese vielgestaltigen Anfechtungen lästig werden; doch fehlt es auch nicht an Bildern, deren naiver Komik selbst die galligste Natur nicht widerstehen wird. Wer könnte z. B. ernst bleiben, wenn auf dem Abhange zwischen Wengernalp und Grindelwald aus einer Hütte urplötzlich zwei ehrwürdige Matronen hervorschießen, sich feierlich in Positur stellen und mit heiserm Contraalt ein Duett anstimmen! Etwas höher als diese ordinäre Wegelagerung steht die Echoindustrie mit Alphornklang und Böllerschuß. Sie bringt nicht selten höchst überraschende Effecte hervor. Aber sie fällt bereits in das Gebiet der Kunst, die Natur zu unterstützen oder gar zu corrigiren, und diese hat immer ihre sehr bedenklichen Seiten. Am großartigsten und zugleich am geschmackvollsten und am discretesten hat man sie am Gießbach angewandt. Die abendliche Beleuchtung dieses prächtigen Wasserfalls, wie oft man sie auch gesehen habe, ist und bleibt ein Schauspiel von überwältigender Wirkung. Jene Leute, die überall kritisiren müssen, sind natürlich mit dem Anathem „Theatereffekt!“ zur Hand. Jawohl, es ist ein Theatereffekt, aber einer, den zu sehen der Mühe werth ist. Wenn ich daheim es übers Herz bringe, der magischen Decorationen wegen eine Feerie zu besuchen, weshalb soll ich nicht in der Schweiz mit noch viel größerem Vergnügen den Anblick einer Scenerie genießen, deren erhabene Pracht auch nur entfernt wiederzugeben für unsere Theaterdecorationstechnik denn doch eine Unmöglichkeit ist? Wer das Schauspiel am Gießbach seinem vollen ästhetischen Werthe nach würdigen will, der muß das Pendant desselben, die Beleuchtung des unteren Reichenbachfalls bei Meiringen gesehen haben — eine in jeder Beziehung klägliche Leistung. Leider ist aber zu befürchten, daß es bei dieser einzigen Nachahmung des lucrativen Geschäfts nicht bleiben wird. Ich wette darauf, wenn einmal die projectirten Gebirgsbahnen des Oberlandes vollendet sind, so wird den Gästen der Wengernalp mit der Zeit noch die Illumination der Jungfrau zum Dessert servirt werden. In der That, wer kann sagen, was vor der industriellen Speculation der Berner noch sicher ist? Traurige Perspektive! Wenn unsere Enkel einmal der alten Mutter Natur ungehindert in das ehrliche, ewig jugendschöne Gesicht schauen wollen, werden sie sie schwerlich im Berner Oberlande auffuchen dürfen. —

Ein hartes Schicksal ist es, daß den naturverderbenden Fortschritten der Kultur gerade die Krone der schweizerischen Naturschönheiten, die hochromantische und zugleich so wunderbar idyllische Landschaft des Vierwaldstättersees zuerst zum Opfer fallen mußte. Die Rigibahn ist bereits das zweite Jahr

im Gange, und wie lange wird's noch dauern, dann sauft der Weltverkehr von Hamburg und Ostende nach Brindisi durch die stillen Thäler der Urkantone! Wie stiegen ehemals die Fahrgäste des Dampfboots bei Wäggiß so friedlich ans Land und wie gemüthlich zogen dann die Karawanen den Berg hinauf! Jetzt liegt Wäggiß fast verödet, beim Anlegen in Vitznau aber entspinnt sich auf dem Boot eine wahre Völkerschlacht, die sich am Eisenbahnwagen und im Hotel auf Rigi-Kulm wiederholt. Die Bahn macht glänzende Geschäfte, die Wirthe nicht minder; aber der Freund des echten Naturgenusses wird sich mit dem Eisenbahnunternehmen niemals recht befreunden können. Von den verschiedenen Punkten der Schweiz, die eine umfassende Alpenansicht gewähren, ist keiner so leicht, so bequem zugänglich, wie der Rigi; die abgesagtesten Feinde des Bergsteigens konnten hier den verlockenden Verheißungen ihrer Bäderer nicht widerstehen und so hatte der Berg das Verdienst, Tausenden und aber Tausenden doch wenigstens einmal die Wohlthat jener für den Stoffwechsel so segensreichen Schwitztouren zu verschaffen; heute steigen die meisten dieser Leute keine tausend Fuß mehr. Und andererseits: früher konnte man mit ruhigem Gewissen bis zum Nachmittag in Luzern die Entwicklung des Wetters abwarten, gelangte man Abends nach Staffel oder Kulm, so konnte man immer sicher sein, noch ein passables Unterkommen zu finden; heute ist, wenigstens an schönen Tagen, nicht mehr daran zu denken. Was Einen halbwegs mit der Rigibahn versöhnen kann, ist der Gedanke, daß sie wohl manchen körperlich Gebrechlichen die Möglichkeit gewährt, ein Schauspiel zu genießen, dessen Anblick ihm sonst vielleicht sein Lebtag nicht vergönnt sein würde; aber der fröhliche Wanderer, dem der unvergleichliche See sammt seinen Ufern ans Herz gewachsen, den es, wohin er auch sonst die Schritte lenke, immer von Neuem an seine lachenden Gestade zurückzieht, er würde es doch kaum jemals verschmerzen, wenn ihm eine der schönsten Zugaben dieser zaubervollen Landschaft, das hehre Alpenpanorama, durch die Ueberfluthung mit Eisenbahntouristen ganz geraubt oder wenigstens gründlich verdorben würde. Und das wäre, da auch der Pilatus dem Zahnrade auf die Dauer schwerlich entgehen wird, in der That der Fall, wenn nicht glücklicher Weise für Rigi wie Pilatus bereits glänzender Ersatz gefunden wäre.

Von all den wechselnden Perspektiven, die sich dem Wanderer bei der Fahrt über den Vierwaldstättersee öffnen, ist keine, die sich mit dem wunderlieblichen Thal der Muotta vergleichen könnte. Im Vordergrunde der Hafensort Brunnen, dahinter ein breiter, saftiger Wiesenteppich, hier und da von Maisfeldern durchzogen, mit Nuß- und Obstbäumen besät, weiterhin terrassenförmig aufsteigend, die schimmernden Häuser von Schwyz und Rickenbach und als Abschluß die bis zur Höhe von 6000 Fuß senkrecht emporsteigenden

Felskolosse der beiden Mythen. Zumal der höhere der beiden, der sogenannte Große Mythen, ist eine der barocksten und imposantesten Erscheinungen der Schweiz. Daß der nach allen Seiten freiliegende schmale stumpfe Hügel, mit welchem er abschließt, eine großartige Aussicht gewähren müsse, sieht man auf den ersten Blick; aber bis vor wenigen Jahren galt er unter den Touristen für kaum oder doch sehr schwer ersteigbar. Inzwischen hat der schweizerische Alpenklub einen regelrechten Weg hinaufbahnen lassen und seit diesem Sommer hat der Berg begonnen, die wandernde Menschheit zu interessieren. Auch ich vermochte, nachdem ich mir den wunderlichen Gesellen von Brunnen aus einige Tage angesehen, der Versuchung nicht zu widerstehen. Am Morgen des 8. September machte ich mich auf den Weg. Es war der Tag Mariä Geburt. Freundlich lachte die Sonne vom Himmel und feierlicher Glockenklang hallte durch das gesegnete Thal. Die prächtigen Dörfer Ingenbühl, Tbach und Rickenbach hatte ich bald im Rücken; jetzt ging's steil hinauf, den Weidenalpen zu. Am Saume eines Wäldchens traf ich auf ein einsames Bauernhaus. Ein allerliebste Blondköpfschen, ein Mädchen von 4—5 Jahren, lag im Fenster; rasch hatte es den älteren Bruder herbeigerufen. Ich erwartete nicht anders, als daß sie schleunigst herbeiteilen und mich anbetteln würden. Wie war ich beschämt, als sie ruhig an ihrem erhabenen Standorte blieben, sich aber um die Wette bemühten, mich über den Weg zu unterrichten! Ueberhaupt ist das eine wohlthuende Bemerkung, die man im Kanton Schwyz macht: es wird nicht gebettelt. Auch drängen sich die Leute, abgesehen von den Schiffern und Kutschern in Brunnen, mit ihren Diensten nicht auf; die Bevölkerung ist durchweg höflich und gibt auf Fragen freundlich Bescheid. Das Alles hängt ohne Zweifel mit der größeren Wohlhabenheit zusammen, mit welcher die Natur diesen Kanton vor andern Gebirgskantonen ausgezeichnet hat.

Von Rickenbach bis zur Holzegg, dem Gipfel des von Schwyz nach Einsiedeln führenden Passes, ist der Weg herzlich schlecht, meistens ganz abscheuliches Geröll. Dennoch wurde mir leichter und leichter ums Herz. Im herrlichsten Grün breiteten sich die Matten, von allen Seiten tönte das Geläut der Herden, die Hirten bliesen lustig das Alphorn. Und das Alles durfte ich endlich einmal genießen, ohne daß die ausgestreckte Hand eines Wegelagerers mir die ganze Freude verdarb! Links zur Seite lag die gewaltige Pyramide des Mythen; jetzt zeigte sich auch der Zickzackweg, der mir das Räthsel entzifferte, wie an der schroffen Bergwand überhaupt hinaufzukommen, zugleich mir aber auch zum Bewußtsein brachte, was es noch zu leisten galt. Ich kam an einer Sennhütte vorbei, wo der Senne gerade die frisch gemolkene Milch ausleerte. Mein Durst war groß und nicht geringer mein Hunger; nicht umsonst aber hatte ich im Bädeler gelesen, daß auf der

Holzegg ein treffliches Wirthshaus zu finden. Also bezwang ich meine Begierde. Sehr erschöpft erreichte ich die Paßhöhe. Das Wirthshaus war da, aber die Thüren verschlossen. Von der Seite der Mythen her rief eine unsichtbare Stimme: „Sind Alle nach Schwyz zur Kirche.“ Nie in meinem Leben habe ich mich bitterer enttäuscht gefühlt. Die Zunge klebte mir am Gaumen. In diesem Zustande noch die 1½ Stunde steilen Steigens anschroffen Abhängen hin, in glühender Sonnenhitze! Und wie, wenn der Inhaber der Hütte auf der Spitze des Mythen etwa auch zur Kirche war! Indes, nach kurzer Rast ging ich muthig ans Werk. Ein prächtiger Weg! — sehr steil allerdings und für leicht zum Schwindel geneigte Personen nicht ohne Führer rathsam, aber in ganz ungeahnter Weise überraschend. Mit jedem Augenblicke erweitert sich der Horizont. Zuerst tritt der Glärnisch hervor, dann die Tödigruppe; später öffnet eine Wendung den Blick nach Nordosten, der Säntis und die Schwarzwaldkette werden sichtbar, bis endlich, von der Spitze aus betrachtet, die Vogesen, der Jura, die Kette des Berner Oberlandes, die Unterwaldener und Urner Alpen und die Gotthardtgruppe die Rundschau vollenden. Aber es dauerte eine gute Weile, ehe ich soweit gedieh. Mehr als einmal mußte ich mich platt auf den Pfad legen, weil mir die Knie zu wanken begannen. Endlich war das Ziel erreicht. Freudig begrüßte mich der wackere Eidgenosse, der dort oben in dürftiger Bretterbude haust und sofort hißte er eine große weiße Flagge, damit auch die übrige Welt wisse, daß es wieder einmal ein Sterblicher der Mühe werth gehalten, die steile Höhe zu erklimmen. Der Wirth — eigentlich ein simpler Hausknecht des Hotel Bellevue in Rickenbach, früher in Diensten bei einer französischen Familie, in welcher Stellung er während des Kriegs als Dolmetsch, resp. als Besänftiger der deutschen Barbaren dienen mußte — zeigte das erfreuliche Verständniß für meine Lage; Dank seinem staunenswerthen culinaren Geschick und dem nicht genug zu rühmenden Inhalte seines Kellers war ich in meiner Menschenwürde soweit restaurirt, daß ich mich ganz in das grandiose Schauspiel ringsum versenken konnte. Die Aussicht des Mythen übertrifft nicht nur die des Rigi, sondern auch die des Pilatus. Hat der letztere das Berner Oberland näher, so dieser die Glarner und Graubündner Alpen; gar weit aber läßt der Mythen seine beiden Rivalen in Betreff des Vordergrundes hinter sich zurück. Hier kommt ihm seine vollkommene Isolation zu Statten; der fast senkrecht aufsteigende Berg hat auf seinem Gipfel nicht Raum für 100 Menschen. So schwebt der Beschauer förmlich in der Luft. Höchst großartig und lieblich zugleich ist besonders der Blick nach der Seite des Vierwaldstättersees. Aus einer Höhe von 4000 Fuß schaut man auf Schwyz hinunter und auf das lachende Gefilde, vom Silberstreifen der Muotta durchzogen, dann erglänzt der See von Fluelen bis über Buochs

hinaus, und hinter ihm erhebt sich der Selisberg, der Urirothstock, der Tiffis und die zahllose Reihe der schneebedeckten Hörner. Ein schöneres Bild ist nicht denkbar. Und man darf diese Pracht, Gott sei Dank! ohne die Sorge genießen, daß auch der Mythen der Eisenbahnepidemie zum Opfer fallen könnte. Er wird für alle Zeiten das unanfechtbare Besizthum der leider stark zusammengeschmolzenen Gemeinde derjenigen bleiben, die noch wissen, wozu ihnen der liebe Gott gesunde Lungen und Gliedmaßen gegeben hat. Wer den Anspruch erhebt, zu dieser Gemeinde gerechnet zu werden, der versäume nicht, bei der ersten besten Gelegenheit den Mythen zu besteigen; aber, wenn katholischer Feiertag ist, verlasse er sich nicht auf Leckerbissen der Holzegg!

## Die Revue Universelle und die Grenzboten.

Wir haben in der ersten Hälfte dieses Jahres unsere Leser aufmerksam gemacht auf die in Paris und Nantes erscheinende französische Monatschrift Revue Universelle. Diese Erwähnung war eine entschieden wohlwollende, wenn wir auch damals den Wunsch begründeten, es möchte der Leitung dieser französischen Zeitschrift gefallen, in ihren Conjecturen über die deutsche Geschichte der Gegenwart weniger kühnen Gedanken Raum zu geben, als jenem, daß der deutsche Zollverein von Preußen seit Begründung des neuen Reichs verschluckt worden sei. — Die Revanche für diesen Artikel, welche uns die Redaction der französischen Collegin im Voraus anzusagen die Güte hatte, ist nun erfolgt — in Gestalt der französischen Uebersetzung des Essays unseres Mitarbeiters Scherer „Frankreich im Jahre 1871“, von welchem aus der letzte Theil „die Nationalversammlung“ nicht mit übersetzt wurde, vermuthlich weil der momentane Souverain Frankreichs das Privilegium genießt, nicht kritisiert werden zu dürfen. — Als Revanche charakterisirt sich diese Uebersetzung — oder soll sie dieß thun — nur durch die Noten und Verwahrungen der Redaction. — Diese Zusätze verdienen gelesen zu werden, „assurément pas par leur mérite“, wie die französische Collegin sich ausdrückt, auch nicht aus dem psychologischen Interesse, welches die Wiedergabe unseres Artikels in der Revue Universelle veranlaßte. Sondern wer dort liest, wie unser Scherer ohne Weiteres zum Prussien gemacht und seine Ansicht mit der Preußens identifizirt wird, wie der Franzose nüchtern eingesteht, daß er seine Schandthaten von Bazille und Chateaudun seinen Siegen von Magenta und Malakoff nachstelle — beide aber offenbar als Heldenthaten mit anerkennt — und dennoch den Muth findet, unserm Mitarbeiter Gerechtigkeit und Anstand abzusprechen, der wird für jene Glossen nichts übrig haben, als ein psychiatrisches B.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.  
Verlag von F. S. Herbig in Leipzig. — Druck von Gützel & Regler in Leipzig.